

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 57 (1986)
Heft: 10

Artikel: Wer Vertrauen schöpft, kann sich auch verpflichten
Autor: Meier, Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-810516>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wer Vertrauen schöpft, kann sich auch verpflichten

Von Martin Meier, Präsident VSA, Bern

Die Erfa-Gruppe der IV-Haushaltungsschulen in der Schweiz führte am 12. Juni 1986 im Schloss Hünigen, Konolfingen, einen Weiterbildungskurs durch zum Thema «Erziehungsprobleme – Interventionsmöglichkeiten». Martin Meier, Präsident des VSA, wurde als Leiter des Beobachtungsheimes Heimgarten in Bern (Beobachtungsheim für weibliche Jugendliche mit angeschlossener Wohngruppe) gebeten, das Eröffnungsreferat zu halten. Dieses stellte er dem Fachblatt zum Abdruck zur Verfügung. Es wird hier im Wortlaut wiedergegeben, die Zwischentitel wurden von der Redaktion gesetzt.

Ich freue mich, dass ich zu Ihrem Weiterbildungskurs das Eröffnungsreferat halten darf. Was ich zu dem von Ihnen gewählten Thema «Erziehungsprobleme – Interventionsmöglichkeiten» sagen kann, möge Dankbarkeit und Ermutigung für Ihren beruflichen Einsatz enthalten. *Dankbarkeit*, weil es ja nicht selbstverständlich sein kann, dass Sie immer wieder neu das innere Engagement zur Begegnung mit den Ihnen anvertrauten jungen Menschen suchen. *Ermütigung*, weil eine Weiterbildungstagung zu neuer Kraft anregen will. Ich wünsche Ihnen über die beiden Tage frohe Gemeinschaft untereinander, anregende Gespräche miteinander und jedem einzelnen eine erfrischende Pause im Alltagstramp. Mein Vortrag möge Sie zu motivierenden Gedanken anregen.

Wie werden Grenzen zu Chancen?

«Erziehungsprobleme – Interventionsmöglichkeiten»: Ergeben sich daraus nicht fast unvermeidlich zwei Vorträge? Soll ich mich mit Ihnen über allgemeine Erziehungsprobleme unterhalten, die uns heute beschäftigen? Ja, was bewegt Sie? Sind es die Beschäftigungsaussichten der Behinderten, der jungen Menschen, die Sie über kürzere oder längere Zeit begleiten, nach bestem Wissen und Gewissen schulen und betreuen, um sie nachher einer oft doch recht ungewissen wirtschaftlichen oder sozialen Zukunft zu überlassen? Bewegt Sie, wie Ihre Kinder nach Jahren selbständig werden, jedoch nach innerer Reife auf Fürsorge angewiesen bleiben; wie sie deshalb der für sie immer anspruchsvoller werdenden Lebensrealität nur irgendwie hinterher hinken? Beschäftigt Sie, was Sie als Erzieher bei Ihren Kindern bewirken oder vielleicht auch nicht bewirken? Wie weit geht Ihr Einfluss? Wieviel muten Sie sich zu? Wie kommen Sie mit dem, was Sie wollen, mit dem, was Sie meinen zu sollen, und mit dem zurecht, was Sie schliesslich können? Wie gehen Sie

mit all dem um, das nicht so ist, wie Sie es haben möchten, sei es, weil Sie nicht ausreichen, sei es, weil die Lebens- und Familiengeschichte der Kinder so bedrückend ist oder sei es, weil die ganze Heimorganisation so zwiespältig dazwischen steht? Möchten Sie wissen, ob andere ähnlich empfinden oder denken wie Sie? Soll ich dem Tagungsthema entnehmen, dass Sie zu einigen sensationellen Problemen einige ebenso sensationelle Lösungswege erfahren wollen? Wohl nicht. Und so rezeptartig kann ich mich auch gar nicht äussern. Sie wissen so gut wie ich, *dass einen der Erziehungsauftrag an Grenzen, an Unzulänglichkeiten heranzführt*. Und wie hilfreich wäre es da zu erfahren, wie man sich an den eigenen begrenzten Gaben und Fähigkeiten gegenüber den begrenzten Gaben und Fähigkeiten der einem anbefohlenen jungen Menschen orientieren kann. Wäre doch der Radius des persönlichen erzieherischen Wirkens etwas weiter gesteckt, so dass Grenzen sich hinausschieben liessen, wo *Ohnmachtsgefühle* aufkommen und wo deshalb nur noch entschuldigend aufgezählt wird, weshalb es nicht weitergeht: die schwierigen Kinder, ihre seelischen, körperlichen oder geistigen Behinderungen, der überbordende Einfluss der Gruppe, das Verhalten der Eltern, die Vorschriften im Heim, die vorgesetzten Instanzen, die vielen Spezialitäten, die Berufskollegen und schliesslich auch ich selber. Überall stossen wir an Grenzen. Sie gehören zur Realität von uns allen. Selbst wo wir hoffnungsvoll manches ändern, erfahren wir bald neue Wirklichkeiten, neue Grenzen, neue Situationen, die, verdächtig verwandt mit den alten, ebensolche Unzulänglichkeiten enthalten. Ich will Sie damit nicht entmutigen. Ich konfrontiere Sie nur mit dem gewöhnlichen Alltag, wo Sie daran beteiligt sind, *dass aus Einschränkungen Chancen werden*, und wo Sie sich darin zu bewahren haben, dass aus Schaden Vorteil wird.

Auf diesem Hintergrund müsste das mir gestellte Allerweltsthema «Erziehungsprobleme – Interventionsmöglichkeiten» auf die angesprochene persönliche Situation von uns allen eingehen. Ich lade Sie deshalb ein, sich in eine Ballade Goethes zu vertiefen. Viele von Ihnen mögen während ihrer Schulzeit folgende Verse auswendig gelernt haben:

Erlkönig

Erzähler	Wer reitet so spät durch Nacht und Wind? Es ist der Vater mit seinem Kind. Er hat den Knaben wohl in dem Arm, er fasst ihn sicher, er hält ihn warm.
Vater	«Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?»
Sohn	«Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht, den Erlkönig mit Kron' und Schweif?»
Vater	«Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.»

<i>Erlkönig</i>	«Du liebes Kind, komm, geh mit mir! Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir; manch bunten Blumen sind an dem Strand, meine Mutter hat manch gülden Gewand.»
<i>Sohn</i>	«Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht, was Erlkönig mir leise verspricht!?»
<i>Vater</i>	«Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind; in dürren Blättern säuselt der Wind.»
<i>Erlkönig</i>	«Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn? Meine Töchter sollen dich warten schön; meine Töchter führen den nächtlichen Reihn und wiegen und tanzen und singen dich ein.»
<i>Sohn</i>	«Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort Erlkönigs Töchter am düstern Ort?»
<i>Vater</i>	«Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau, es scheinen die alten Weiden so grau.»
<i>Erlkönig</i>	«Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt; und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt.»
<i>Sohn</i>	«Mein Vater, mein Vater, jetzt fasst er mich an! Erlkönig hat mir ein Leids getan!»
<i>Erzähler</i>	Dem Vater grauset's, er reitet geschwind, er hält in Armen das ächzende Kind, erreicht den Hof mit Müh und Not – in seinen Armen das Kind war tot.

Goethe

Ein schicksalhafter, dramatischer Ritt durch Nacht und Wind. Der Vater – Sie als Erzieher, Lehrer oder sonstwie als Trainer Benachteiligter halten Ihre Kinder sicher und warm, wohl darauf bedacht, sie recht zu erziehen, bestmöglich zu fördern. Sie wissen, es ist reichlich spät geworden. Lange, bevor Sie ins Heim kamen, passierte den Kindern vieles, wovon sie lebensgeschichtlich geprägt sind. Es ist auch kalt und rauh um sie herum geworden. Ursprüngliche menschliche Verbundenheiten wurden gebrochen. Vieles, was während der vielleicht etwas ruhigeren Latenzzeit vernarbt schien, bricht oder platzt während der Pubertät als blutende Wunde auf. Sie nehmen das Kind auf Ihr Pferd, und Sie reiten in Ihrem Heim mit Ihren Methoden und Moden, mit Ihren Gewohnheiten und Möglichkeiten dem Stall, dem Hof, dem Ziel, dem erhofften neuen Tag zu.

Ist es nicht beeindruckend und in tiefem Sinne schön, wenn von Ihnen sowie von dem *Heim*, in dem Sie arbeiten, gesagt werden kann, man habe die Kinder wohl in dem Arm, man fasse sie sicher und halte sie warm. Können Sie sich ein besseres Zeugnis vorstellen für ein Heim, das aus der Unmöglichkeit seines Auftrages so viel Gutes macht. Es ist ein Leistungsausweis, der sich sehen und hören lassen darf. Auch wir suchen solche Qualifikationen. Wir erfassen die Kinder mit einer sauberen Diagnostik. Wir erstellen Erziehungs- und Behandlungspläne. Grössere Lernschritte werden in kleinere, überschaubare Übungen unterteilt. Alles ist strukturiert und organisiert. Das System bewährt sich. Und die Kinder sind wohl, weil sich, sorgfältig eingeplant, viele Erzieherinnen und Animatoren um die Schützlinge bemühen. Es ist immer jemand da. Die Kinder sind nicht alleine. Viel Phantasie, ein lustiges, kreatives Treiben umgibt sie. Wo Frustrationen aufkommen können, da werden sie in langen Diskussionen dosiert. Wohldurchdachte Anforderungen bestimmen das Mass eines jeden. Wie sind doch Erzieher und Kinder einander so nah – trotzdem nimmt unsere Ballade einen dramati-

schen Verlauf. Das Kind stirbt. Kein Happyend für das ideal erscheinende Haus. Ist alles nur Lug und Trug? Erschrecken Sie ob der Aussicht, dass Sie vielleicht trotz bester Bemühungen nur tote Kinder nach Hause bringen? Was hinterlassen Sie als Erzieher, als Mann oder Frau in den mitmenschlichen Beziehungen, die Sie verantworten?

Ich möchte den tieferen Zusammenhang unserer Ballade besser verstehen. Was ich Ihnen dazu vortrage, ist nicht fertig und zeigt Ihnen stückhaft, wie ich in der eigenen Arbeit stehe. Der Knabe, der sein banges Gesicht verbirgt, wandelt sich bei mir in ebenso traurige Mädchen. Sie kommen im Alter zwischen 14 und 18 aus ausweglos erscheinenden Situationen. Im Beobachtungsheim bleiben sie kurz, in der Wohngruppe länger. Der *Auftrag* lautet dahin: Wir möchten auf dem gemeinsamen Ritt merken, wie Erlkönig zugreift, Leben erstickt, und was deshalb zu tun sei, um dem Überhandnehmen destruktiver Kräfte zu wehren.

Wenn Vergangenheit verhindert, ganz da zu sein

Lassen Sie mich zunächst auf den Erlkönig eingehen. Ich nehme ihn als Platzhalter, als chiffriertes Zeichen für die *Vergangenheit*. Soweit sie gut war, darf sie vergessen werden. Es genügt, wenn sie als reicher Schatz in dumpfer Erinnerung bleibt. Nicht so, soweit sie schlecht war. Dann nimmt die Vergangenheit mächtig überhand und zieht alles in ihren Bann. Was von Grund auf die *Chance* hatte, sich befriedigend zu entfalten, wird als reich quellende Lebenskraft sehr gerne selbstverständlich hingenommen. Wir schätzen Menschen von robuster seelischer Gesundheit, von frohgemuter, ausgeglichener Art, von geistiger und kreativer Schaffenskraft. Sie sind frei, sich mit dem zu beschäftigen, was hier und jetzt gefordert wird. Sie übernehmen Verantwortung, lassen sich belasten, überstehen die unvermeidlichen Durststrecken. Solche Menschen halten sich über Wasser. Sie sind durch Gaben bevorzugt; Liebe, Freude, Anerkennung fällt ihnen leichter zu. Zu all dem, was sie haben, erhalten sie noch mehr.

Anders diejenigen, bei denen lebensgeschichtliche Enttäuschungen Spuren hinterlassen, die wie allgegenwärtig sich vielfältig äussern und einen Menschen in seiner Freiheit einschränken, ganz da zu sein. Die uns zugewiesenen Mädchen beschäftigen sich wie zwanghaft mit ihrer Vergangenheit, mit ihrem *Versagen*, den erlittenen Versagungen, mit ihrer Leere und ihren Niederlagen. Sie müssen hassen und müssen sich auflehnen. Aggressionen schlagen sie hin und her. Sie werden chaotisch und finden immer weniger, was sie zum Leben bräuchten. Sie üben verdrehte Verhaltensweisen ein und sind schliesslich wie darauf aus, sich immer neu zu bestätigen, wie unselig ihr Leben ist, als ob sie wie unter einem Fluch stehend nichts Gutes hervorbringen dürften oder könnten. Sie finden irgendwie keine Mitte, sind ständig in der Verteidigung und wechseln da, wie sich's für sie besser bewährt oder wie sie's besser gelernt haben, zu mehr defensiven oder mehr offensiven Verhaltensweisen. Die ersteren leben mehr in ihrem Groll *abgekapselt*. Sie ängstigen sich vor den Ängsten, die ihrer Geschichte zugrunde liegen, wehren ab und fühlen sich Tag und Nacht ihren chaotischen Träumen preisgeben. Für sie liegt nahe, emotionale Bedrängnis über körperliche Reaktionen auszuleben oder mit Drogen und Tabletten alles zuzudecken. Die Ohnmacht führt zu Gewalt, richtet sich gegen den eigenen Körper und macht

ihn, wenn es sein muss, bis zur Zerstückelung kaputt. Wirkt bei anderen die *Gewalt* der Ohnmacht gegen aussen, so fühlt sich mancher zu recht bedroht. Solche Jugendliche schliessen sich gerne mit anderen oft bandenmässig zusammen. In der durch das Kollektiv gesicherten Narrenfreiheit überborden die Frechheiten noch leichter. Es kommt zu Exzessen, bei sich bietender Gelegenheit zu Schlägereien und Einbrüchen. Dritte, oberflächlich etwas Lebenstüchtigere, kompensieren ihre Miderwertigkeitsgefühle mit gekünsteltem Charme und *kokettierender Liebe*. Doch auch sie, die mit ihrem verrückten Ränkespiel alle an der Nase herumführen, haben, indem sie nicht halten, was sie versprechen, den Bumerang der fatalen Trostlosigkeit.

Verstrickt in eine unwirkliche Wirklichkeit

Das gibt Erziehungsprobleme. Als schleierhaft personifizierte Macht steht der Erlkönig gar nicht so schlecht für die *unwirkliche Wirklichkeit* der schicksalsträchtigen Vergangenheit. Solche Vergangenheit lässt niemanden gelsen. Sie ist immer Gegenwart und Zukunft zugleich. Denn was ist oder was auf einen zukommt, wird gemessen an dem, was war. Hierin liegt die eigentliche Erlkönigsgestalt. Das Kind nimmt die Welt zunächst subjektiv auf. Was objektiv gilt, wird über Reifung und Erziehung schrittweise errungen. Das kleine Kind ist mit seiner Wahrnehmung ganz bei sich. Es wird zu einer Identitätsfindung langsam vorbereitet, wenn es Äusseres und Inneres, Fremdbild und Selbstbild unterscheiden lernt und mit dem eigenen Empfinden in solchen Zusammenhängen vertraut wird. Gelingt diese Entwicklung nur dürftig, so wird die mangelnde Abgrenzung zwischen dem, was innerlich wehtut und dem, was an ganz gewöhnlichen Enttäuschungen zum Miteinander-Leben und -Auskommen gehört, zu einer Bedrohung. Damit verstrickt sich erfahrenes Leid zu einer Leidenschaftlichkeit, die alles, wessen die verletzte Seele bedarf, vom anderen erwartet, ohne eigenes Hinzutun zu erkennen.

Die Mädchen, wie ich sie mehrheitlich in meinem Haus erlebe, sind *unersättlich darauf aus, Liebe, Geborgenheit, Anerkennung, Selbstwert und Sorglosigkeit zu erfahren*. Es ist Erlkönig, der bunte Blumen am Strand der Sehnsucht verspricht. Eine Mutter in güldenem Gewand und geduldig wartende Töchter, in deren Reigen man sich einfügen darf. Wer dort dabei ist, wird einwiegend tanzend und singend zu den Nymphen hinweggetragen. Der Bezug zum Alltag, zum wirklichen Leben, was es mit seinen Höhen und Tiefen sein könnte, ist verloren. So kommen mir Jugendliche vor, die sich blindlings abhängig machen oder die sich, vielleicht besser gesagt, ihren nie recht formulierten Bedürfnissen und Sehnsüchten hingeben und unbesehen in Kauf nehmen, was dabei mit ihnen geschieht. Die Zugehörigkeit zu Gruppen ist für viele Mutterersatz. Im Kollektiv an Ecken, Strassen oder in Beizen sind sie zu Hause. Sie kennen sich untereinander schlecht. Es geht ihnen nicht um freundschaftliche Begegnungen, wo einer dem andern substantiell bedeutungsvoll wird. Sie sind zusammengeschlossen in einer verwirrten Sinnlichkeit, deren Sinn sich in der vereinnehmenden Macht des Kollektivs erfüllt. Die anonyme Zugehörigkeit ist die höchste Instanz. Es gibt keine anderen Werte, als einer Gruppe anzugehören: die Punks zu den Punks, die Freeks zu den Freeks, die Fixer zu den Fixern usw. Die Macht, unter die sie sich begeben, ist absolut und deshalb nicht anfechtbar. Nicht viel anders ist es, wenn ein junges Mädchen an einer ausschliesslichen

Beziehung klebt, die nicht reflektiert, nur nach der existentiellen Bedürftigkeit ausgelebt wird.

Wie schicksalhaft sind die jungen Leute all dem preisgegeben, was ihnen Leiden schafft! Es gehört zu den tragischen, unserer Ballade vergleichbaren Konsequenzen, dass, wer derart befangen ist, sich nur noch in eine grössere Befangenheit stürzt, die schliesslich, wie selbständig und unabhängig geworden, auf das Kind zurückgreift und es erwürgt. Erlkönig packt zu. Das ächzende Kind erstickt. Es tötelt. Dabei müsste nach dem im jugendlichen Lebensabschnitt enthaltenen Sinn frohe und beherzte Aufbruchstimmung herrschen. Wie aber kann in wacher Zuversicht kindliches Leben sich in erwachsene Verantwortung umgestalten, wenn die Voraussetzungen dazu fehlen? Statt mit erwartungsvoller Hoffnung beschäftigen sie sich mit Haken und Totenkreuzen, die gerne wie nach einem urtümlichen Verlangen nach Harmonie zwischen Körper, Seele und Geist auf Gesicht oder Arme eintätowiert werden. Sie zeichnen Särge, kleiden sich schwarz. Sie provozieren, weigern sich, in eine altersgemässe Existenz zu treten und vegetieren kindhaft, kindisch, vorerst noch trotzig, bald vielleicht nur noch resigniert dahin. Drogen, Prostitution, Kriminalität, Depression geben dem Abbau je länger desto mehr den eigendynamischen Ablauf, der ja nicht nur das Leben schädigt, mit dem wir es zu tun haben, der auch das dritte und vierte Glied heimsucht, wie wir es in der Abfolge der Generationen von Eltern zu Kindern und Enkeln beobachten.

Die Wohlfahrt funktioniert

Gehen wir nun zum Vater unseres Gedichtes, dem Erzieher oder Repräsentanten des Heimes zurück, der das Kind, wie es heisst, warm und sicher in den Armen hält. Was für ein Gegensatz: Der erstickende Zustand des Kindes gegenüber der gut gemeinten Väterlichkeit unserer sozialen Wohlfahrt. Sind die Kinder, die Jugendlichen, die Menschen, für die wir da sind, tatsächlich wohl, oder ist unsere *Wohlfahrt* derart wohlfärtig, dass wir nicht merken, wie sich der Dienst am anvertrauten Gut zum Dienst am eigennützigem Gut verdreht hat? Die Nuancen zwischen beiden sind gering. Unsere Heime beweisen schliesslich die humanitäre Gesinnung von Volk und Staat. Man lässt sich das Soziale etwas kosten und hat trotzdem oder gerade deshalb viele Aussenseiter. Die Wohlfahrt funktioniert. Wir sind ein Land mit vielen Reitern in dunkler Nacht. Die Kapazität der Heime und die Quantität diplomierter Helfer ist gross. Und trotzdem fühlen sich viele nicht verstanden, in den scheinbar sicheren Armen nicht daheim. Die lückenlose Organisation unserer Betriebe mit den dazugehörigen zweckmässigen Einrichtungen und Massnahmen garantieren den Erfolg unserer mitmenschlichen Aufgabe nicht.

Das *Heimwesen* als Ganzes braucht deswegen nicht in Frage gestellt zu werden. Ich wäre wohl auch nicht VSA-Präsident, wenn ich nicht zum organisierten Heim stehen könnte, wozu Mitarbeiter in verschiedenen Funktionen, Konzepte, Ausbildungs- und Behandlungspläne sowie betriebswirtschaftliche Aspekte gehören, die richtig verantwortet werden müssen. Solche Erfordernisse sind unverzichtbar. Entscheidend dünkt mich jedoch, dass die rationalisierenden Zwecksetzungen soweit als möglich und stets aufs Neue humanisiert werden. Was dieses Humanum bedeutet, möge nun mit den Fragen nach den Interventionsmöglichkeiten beantragt werden.

Die verhängnisvolle Sicherheit

Es ist eine lapidare Erfahrungstatsache, dass man nicht hinter eine Entwicklung zurücktreten und tun kann, als ob das, was geschehen ist, nicht wäre. Das ist schmerzlich für denjenigen, den es betrifft und wirkt sehr erschwerend für denjenigen, der mithelfen soll, *Fehlentwicklungen* zu korrigieren. Man kann etwas Geschehenes nicht ungeschehen machen. Was einem widerfahren ist, hat man erfahren und ist Geschichte des persönlichen Lebens mit allem, was dies bedeutet. Hat sich eine Mutter nie in genügender Unbefangenheit und in genügender Stetigkeit zuverlässiger Wiederholung über ein Kind gebeugt, so heisst dieser Mangel *Verlassenheit*. Und hat ein kleines Kind mitangesehen, wie ein Elternteil unberechenbar die Konstanz vertrauenswürdiger Wesensart, sei es durch eine Sucht oder durch eine Krankheit, verliert, so bedeutet diese Unabsehbarkeit *Angst*. Ist jemandem nie vorbildlich gezeigt worden, wofür zu leben es sich wirklich lohnt, und reiht sich aus vielerlei Gründen Misserfolg an Misserfolg, so heisst das, was zurückbleibt, *Sinnlosigkeit*, *Verlassenheit*, *Angst* und *Sinnlosigkeit* sind gespaart mit *Traurigkeit*, *Minderwertigkeit* und mit einer *Sehnsucht*, die mit *Sehnen* sucht, was weitere Leiden schafft. So entstehen *Teufelskreise*, die durchbrochen werden müssen. Das sich bestätigende Schlechte, die sich selbst erfüllende Prophezeiung, wonach auf Erden kein liebender Mensch, nichts Sinnwürdiges zu finden sei, sind sich selber rechtfertigende Verhaltensabläufe. Es muss jemand aus dem hinauskommen, was für ihn vielleicht über Jahre ein Treten an Ort bedeutet. Veränderungen erfordern Durchbruch. Ich meine dabei nicht den katastrophalen Durchbruch als Tat der Verzweiflung, die nur noch mehr zum Eskalieren bringt, was geschunden ist. Ich meine *den Durchbruch, der geheimnisvoll Verluste zu Gewinnen wandelt*, indem der gewöhnliche Alltag zum akzeptierten Übungsfeld wird. Ich meine den Durchbruch, wo sich jemand selber ertappt, selber erkennt und wahrzunehmen beginnt, wie die Kraft des Sinnhaften sich über der Macht des Leidens bewahrend bewähren will.

Alleine sind solche Veränderungen kaum hinzubringen. Aber auch dem Vater unserer Tragödie ist es nicht gelungen. Was es dazu wohl braucht? Was hätte er tun sollen? Der Vater sieht das traurige Gesicht seines Kindes. Er spricht den Knaben darauf hin an und macht damit mehr als viele Väter tun, die nicht gewohnt sind, wahrzunehmen und auszudrücken, was sie empfinden. Offenbar ist die Spiegelung, in der sich jemand erkennen kann, wie er gesehen wird, zu wenig. Der Knabe öffnet sich zwar und teilt dem Vater mit, wie er den Erbkönig sieht, wie verlockend dieser ihm gegenübertritt. Für das weitere Geschehen ist verhängnisvoll, dass der Knabe nur beruhigt und mit Vernunft beschwichtigt wird, es sei alles Nebelstreif oder Wind. Beides mag im nächtlichen Ritt zutreffend gewesen sein, und doch ergab sich zwischen Vater und Sohn keine Nähe. Der Tod unterstreicht ihre Trennung. Was hier fehlt, wozu es nicht gekommen ist, das ist die *Begegnung* zwischen beiden.

Auch wir erfassen unsere Mädchen. Es ist selbstverständlich, dass wir sie beobachten, festhalten, was wir an ihnen und im täglichen Umgang mit ihnen erfahren. Wir machen Notizen, erstellen Akten und schreiben Berichte. Schliesslich werden die gesammelten Daten zusammengefasst, strukturiert und nach Begriffskategorien geordnet. Das sind

Minimalien zu einer sorgfältigen diagnostischen Arbeit. Darauf aufbauend werden Therapien begründet. Gerne spricht man auch von *Strategien*. Dieser feldherrliche Begriff meint, dass man sich im Erzieherteam auf erzieherische Verhaltensweisen abspricht, um sich weniger von all dem irritieren zu lassen, was ständig passiert. Darin steckt das Bemühen, schwierige Prozesse in den Griff zu bekommen, absehbar zu machen, was sonst unabsehbar wird. Man verlangt deshalb auch Konzepte und versucht sich, besonders in konflikträchtigen Umständen, etwas Luft zu verschaffen, indem man sich auf Ordnungen oder geltende Normen beruft. Dass etwas berechenbar wird, hat seine guten Seiten. Sicherheit vermittelt Zuverlässigkeit. Wer diese Eigenschaften in bezug auf erwünschte Verhaltensweisen zeigt, ist bereits halbwegs erzogen. Also wird Sicherheit bestimmt erwünscht. – Ja, aber nur bedingt, denn Sicherheit wird auch immer wieder verwünscht, weil sie verpflichtet und die angenehme Unverbindlichkeit stört. Was Sie *erzieherische Interventionen* nennen, entsteht also aus einer recht ambivalenten Dynamik, an der wir selber, die Erzieher, nicht weniger beteiligt sind als die Jugendlichen, um die es geht.

Vertrauensvolle Verbundenheit

Es gibt selbstverständlich nicht nur eine richtige erzieherische Intervention. Sie variiert je nach bevorzugter Schule, nach Modeströmungen und persönlichen Bevorzungen, und es gibt ja unter den entsprechenden Intentionen kaum etwas, was es nicht gibt. Die Seriosität der verschiedenen Methoden wird mit der bekannten Aussage unterstrichen, dass ihre Anwendung eine Kunst sei. Ich will solches nicht anzweifeln und kritisiere auch nicht die Ausbildungswege, die zur legitimen Handhabung erzieherischer oder therapeutischer Kompetenz führen. Doch eine Gefahr liegt in der Handhabung jeder Kunst, welche dazu bestimmt wäre, Menschen zu dienen, sie zu fördern oder zu behandeln. Es ist die Versuchung, solche Kunst nur als *richtiges Können* oder als *Freude an sich selber* zu verstehen. Können und Freude braucht es zwar zur erfolgreichen Anwendung einer Behandlungsmethode oder einer erzieherischen Intervention. Doch Können und Freude alleine machen eine gute Therapie noch nicht aus. Handwerk oder Können ist «es-haft». Verlangt wird, dass etwas richtig erfasst und richtig gehandhabt wird. Auch die Freude an der Kunst ist «es-haft». Die Freude an einem Gefühl besagt noch nicht, dass es mir echt um den andern geht. Dem Verlassenen, unter Angst und Sinnlosigkeit Leidenden genügt es nicht, wenn er bloss Gegenstand meiner angewandten Kunst oder Objekt meiner humanistischen Bedürfnisse bleibt. *Wenn das Ich am Du werden soll*, analog wie das Kind nur an oder mit seinen Eltern über einen längeren Reifeprozess erwachsen wird, dann muss mich, wenn ich dieses schicksalhafte Du bin, alles andere betreffen: Was das Kind vor dem Erbkönig erschauern lässt, geht auch mir unter die Nägel. Was ich durch das Kind gesagt bekomme, will in mir Verbundenheit in Mitleiden und Mitkämpfen bewirken. Wer sich vergegenwärtigt, was den anderen betroffen macht, braucht nicht in Gefühlsschwall auszubrechen. Es ist der Hilfe unnütz, wenn man sich von den unvermeidlichen emotionalen Ansprüchen abhängig macht, die einem angeheftet werden. Der einem gewahr und innewerdende andere braucht Antworten. Die jungen Leute – nicht nur sie, auch wir alle – brauchen echte Antworten. Es sind nicht solche, die keine

11./12. November 1986

«Leitbild für das Alter im Heim»

Fortbildungstagung für Altersheimleitung und Kaderpersonal
im Kongresszentrum
Hotel Mittenza, Muttenz
Tagungsleitung: Beat Lüthy, Pratteln

Programm:

11. November

- 09.30 Beginn der Tagung mit Kaffeeausschank
- 10.30 Tagungseröffnung
- 11.00 «Altersarbeit im Spannungsfeld zwischen Würde und Entmündigung»
Dr. Imelda Abbt, VSA Zürich
- 12.00 Gemeinsames Mittagessen im Hotel Mittenza
- 14.15 «Das Menschenbild der Medizin»
Dr. med. Brigitte Ambühl, Basel
- 15.00 Kaffeepause
- 15.30 «Werte und Ziele eines modernen Managements»
Ernst Itin, Arisdorf
- 16.15 Diskussion
- 18.30 Apéro
- 19.30 Gemeinsames Nachtessen im Hotel Mittenza

12. November

- 09.00 «Streiflichter aus der Praxis»
Podiumsgespräch mit
 - Dr. Imelda Abbt (Leitung), VSA Zürich
 - Dr. med. Brigitte Ambühl, Basel
 - Annemarie Gehring, Bärau
 - Silvia Staub, Riggisberg
 - Willy Hagen, Küsnacht
 - Anton Loser, Romanshorn
- 10.30 Kaffeepause
- 11.00 «Lebenssinn im Alter»
Prof. Dr. Jan. Milič Lochman, Basel
- 12.00 Tagungsschluss
- 12.30 Gemeinsames Mittagessen im Hotel Mittenza

Kosten

Bei Voranmeldung: Fr. 130.– Tagungskarte für VSA-Mitglieder und Mitarbeiter aus
VSA-Heimen
Fr. 160.– für Nichtmitglieder

Bei Kartenbezug Pro Tag Fr. 65.–
am Tagungsbüro: Verpflegung nicht inbegriffen, aber möglich

Anmeldung bis 31. Oktober 1986
an das Sekretariat VSA, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich, Tel. 01 252 49 48

Fragen mehr offenlassen. *Es sind Antworten, die den inneren Kern einer Person ergreifen und sie zum Widerstand ermutigen.* Die Antworten geschehen manchmal schweigend, manchmal als persönliche Stellungnahme, manchmal gebietend. Sie zeigen den jungen Menschen meine Gegenwart und verweisen ihn auf seinen Alltag.

Belastende Situationen wollen, dass sich Vater und Sohn, Erzieher und Kind von der zu bewältigenden Aufgabe angesprochen fühlen. Dieser Anspruch lädt ein, dem, was überwunden oder neu werden soll, zu antworten. In der beidseits wahrgenommenen *Verantwortung*, und ist sie noch so bruchstückhaft, geschieht Gemeinschaft, *Begegnung*, und damit erfüllt sich die tiefste Bestimmung der *Schöpfung*, in der alles daraufhin angelegt ist, sich zu ergänzen. So braucht sich das Kind nicht hinter geisterhaften Nebelfetzen von dubiosen Erklärungen verschlingen zu lassen.

Wer Verantwortung übt, stellt sich in die Verbundenheit, und wer weiss, dass er jemanden hat, der ihn versteht, zu dem er gehört, dem fällt es schwerer, aus solchen Beziehungen auszusteigen. Wer Vertrauen schöpft, beginnt sich zu verpflichten.

Nachhaltige Veränderungen bei jungen Leuten setzen solche inneren Verpflichtungen voraus. Pubertierende oder adoleszente Jugendliche wollen sich nicht erziehen lassen. Sie wollen selber erfahren, selber bestimmen und selber entscheiden. Sie sind unserer gescheit und gut gemeinten Strategien abhold. Vielleicht passen sie sich an, wenn wir genügend selbstbewusst am längeren Hebel sitzen. Doch damit verwandelt sich praktische Erziehungspolitik noch lange nicht in charakterliche Substanz. Dazu braucht es vertrauensvolle Verbundenheit. Sie beginnt im Kleinsten und will stärker sein als alles, was sonst pädagogische Massnahmen ausmachen. Ich weiss wohl, wie rasch missbrauchter Freiheit Zwang entgegengehalten wird.

Dieser manchmal fast selbstverständliche Rückschluss wird zum Kurzschluss, wenn nicht Verbundenheit die oft erschreckende Eskalation zwischen *Zwang* und *Freiheit* überwindet. Andererseits erlebe ich, wie schwierigste Jugendliche, die Freiheiten bis zur katastrophalen Unfreiheit ausgekostet haben, sich selber beschränken, weil sie sich richtig erkannt haben und deshalb zugehörig fühlen. *Je mehr Zwang angewendet wird, desto persönlicher, menschlich kraftvoller ist das Erziehungsgeschehen zu gestalten.* Hebt sich der Zwang schliesslich nicht in der vertrauenden Verbundenheit auf, so bietet er nichts anderes als ein fragwürdig bleibendes, wenn auch notwendig erscheinendes Schützen vor noch viel destruktiveren Eskalationen. Zwang gilt in weiten erzieherischen Kreisen als etwas Unanständiges, Schreckliches. Er ist «es-haft», wie alles andere, das nicht personale Vergegenwärtigung, wechselseitige Begegnung, mitmenschliche Wahrnehmung ist. Das Kind darf niemals bloss als Mittel behandelt werden, an dem erzieherisches Können ausgeübt wird oder an dem ich meine Selbstverwirklichung betreibe. Nehmen wir die Therapien oder unsere eigene Stimmigkeit, von der so gerne gesprochen wird, wichtiger als das Kind, so zäumen wir das Pferd, auf dem wir reiten, am Schwanz auf. Wieviel an echter Beziehung bliebe in unseren Heimen übrig, wenn die vielen Diskussionen, die bloss um der kompetenten Selbstdarstellung willen geführt werden,

verboten wären? Wieviel Liebe bliebe zurück, wenn autoerotische Bedürfnisse aus der angeblichen Aufgeschlossenheit gegenüber Körper und Seele abgestrichen würden? Wieviel echte Freude, wahre Hoffnung oder Sinn bliebe zurück, wenn alles, was sich so verlogen selbst geniesst, durch Hinwendung ersetzt würde? Stellen Sie sich vor, es würde plötzlich ausgelöscht, was nur dem Schein nach leuchtet; es würde sicher dunkler in unseren Heimen vielleicht sogar bald Nacht, wie in unserer Ballade.

Grenzen bedeuten auch Heimat

Mir ist klar, dass es nicht möglich ist, in ständiger Unmittelbarkeit zu leben. Eine derart weitgehende, spontane *Gegenwärtigkeit* wäre nicht auszuhalten. Ohne das «es-hafte» liesse sich ja auch nichts planen, nichts koordinieren, nichts versachlichen und neutralisieren. Erzieherische Interventionen können hilfreich sein. Reduzieren sie sich auf blosser Technik, so fehlt das Personenhafte. Daraus entstehen Fehlentwicklungen, selbst wenn der Leistungsnachweis noch so beeindruckend ist. Ihr Tagungsthema «Erziehungsprobleme – Interventionsmöglichkeiten» tönt deshalb schrecklich in meinen Ohren. Erziehung ist nicht bloss eine Abfolge von fachspezifischen Verhaltensweisen irgendeiner mehr oder weniger naturwissenschaftlichen Disziplin. Erziehung strebt nach *personaler Begegnung*. Der Vater ist nur Vater durch den Sohn, und der Sohn ist nur Sohn durch den Vater. Und gleicherweise ist das uns anvertraute Kind eben nur einmalig und persönlich gemeintes Kind durch die Gegenwart des Erziehers, und der Erzieher ist nur das, was sein Name verdient durch die erlebte Zuwendung des Kindes. Alleine in dieser Begegnung begründen sich die Methoden, Therapien und sonstigen Arbeitsweisen, die wir anwenden. Wir haben sie sowohl fachlich als auch menschlich zu verantworten.

Wir wollen nicht tote Kinder nach Hause bringen. Dem Leben sollen wir dienen. Es ist uns vorgezeichnet im tiefsten Sinne der Begegnung. Wo ich immer wieder neu Du sagen kann, da werde ich zu dem, was ich bin. Das ist die Mitte, zu der ich mich finden will.

Sicher habe ich in Anlehnung an den bedeutenden Philosophen, *Martin Buber* * grosse Worte gewählt. Ich stehe selber hinter ihnen zurück. Trotzdem halte ich an ihnen fest, weil mir Unzulänglichkeiten nicht den eigenen Standort verwischen sollen. Um zum andern hinzukommen, muss ich wissen, wovon ich ausgehe. *Die dabei erfahrenen Grenzen geben mir den inneren Halt, nachdem ich verstehe, wie in jedem Leben nach weiterem Raum gerungen wird.* Jede überschrittene Grenze erschliesst neue Grenzen. Unser Leben vollzieht sich durch vielfältige, mehr oder weniger starke Beschränkungen oder Endlichkeiten hindurch. Wie als deren Kehrseite entspricht dies unserem Bedürfnis nach Heimat. Wir alle sind in einem je verschieden abgesteckten Raum daheim, und jedes von uns kann wohl aus eigenen Erfahrungen bezeugen, dass es da zuhause ist, wo es innerhalb der Grenzen, die es gerade hat, verstanden wird. *Wer solches erfahren darf, ist zugleich daran, seine Grenzen auszudehnen.* Das wünsche ich sowohl für Sie als auch für die Kinder mit ihren traurigen Gesichtern, die Sie warm und sicher begleiten.

* Martin Buber: Das dialogische Prinzip, Heidelberg 1984, Reden über Erziehung, Heidelberg 1964.